

Klaus Inzuben und seine Tochter

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [17]

PDF erstellt am: **22.07.2024**

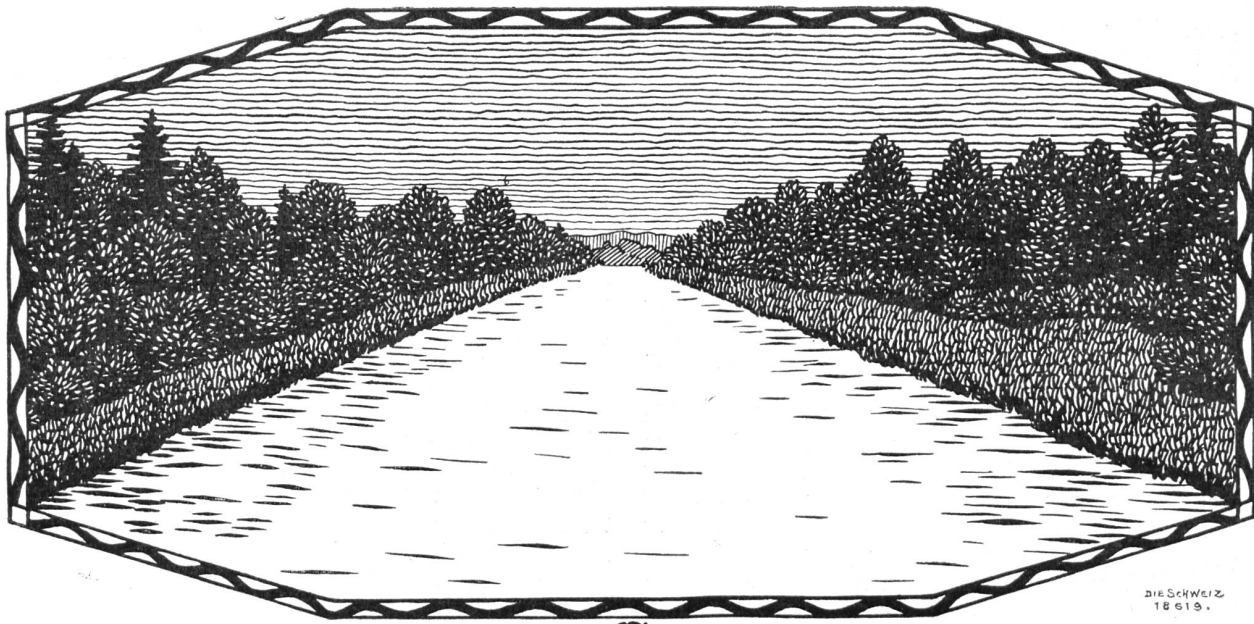
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587665>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE SCHWEIZ
18619.

Otto Abrecht, Frauenfeld.

Die Thur bei Frauenfeld.

Gedichte in Thurgauer Mundart

von Otto Naegeli, Ermatingen.

Sunneshy

So, ietzt wämmer dich begrabe,
Liebi, gueti, alti Sunn!
's tuet der ein scho Rüeblü schabe:
Ich bi doobe, du bist dünn.
Dä, wo all de Mond abillt,
Billt: Hüt häsch es du verspillt.

's wär nid guet, wenn dyni Helli
Allewyl wur Meister sy.
's Dringumlaufe-n-i der Schnell
Ist, wie alls a dir, nu Schy.
Meinst, will alles dir nohremnt,
Füehrist du nu 's Regiment?

's git denn ebe glych no villi,
Nid nu tunkli Ehrelüt,
Dene d' Nacht mit ihrer Stilli
Erst de richtig Tag bedüt.
Bruched öppe-n-ich und du
D' Sunne-n-au zum Rendezvous?

's tüend halt neime grad im Tunkle
Nid nu d' Auge vu der Chas,
Nu noh andri Stärnli funkle,
Weißt du öppe welli, Schas?
Drum mein ich, de Sunneshy
Bruchi nid bi allem z' sy.

Zurzimeß^{*)}

Es goht en Jud a d' Zurzimeß
Mit Barchet und Flanell.
Was meined ehr, was roted ehr,
Was löst er woll für d' Ell?
Und wo-n-er ist go Zurzi cho,
Do springt ehm e jungs Meitli noh
Und fröget, was er well
Für d' Ell vu dem Flanell.
De Chrömer ranzet: „Weih, o Weih,

„Ih cha's nid billiger, ne nei!“
Doch endlech würft er hi zum Schluß:
„Wie wär's, für jedi Ell en Chuß?“
Und 's Meitli gschwind druf: „Gredt ist gredt!“
Nimmt usem Sack sys fazenett,
Leit's z'miht uf d' Judenase hi
Und git uf's Dußet noh ein dri:
„Aldieß! Gott spar i gsund indeß,
's nöchst Johr ist wider Zurzimeß!“

*) Zurzacher Messe.

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Klaus Inzuben stand am nußbaumenen Wand-
schrank und entnahm dem in der Nische neben den
Trinkgläsern verwahrten Deckelkistchen zwei Siebner-
zigarren. Wohlgezählte zwei Stück, soviel erlaubte
er sich jeden Sonntag nach dem Mittagessen, keine

mehr und keine weniger; denn das Kistchen mußte
von einem Neujahr bis zum andern reichen, und die
fehlenden sechs bis acht Stück legte er jeweilen am
Anfang des Jahres zum voraus zu.

Er ließ sich breit auf den ledergepolsterten Lehn-

Jessel nieder, der an Werktagen unbenutzt in seinem Winkel stand, und steckte eine der Zigarren in Brand. Dann ließ er sich's wohl sein. Mit den blauen Rauchwolken, die er mit gespitzten Lippen behutsam von sich blies, pflegte sich die Stube für ihn mit Sonntagsgedanken zu füllen. Er ging nie aus dem Hause, bevor die zwei Zigarren zu winzigen Stummeln heruntergebrannt waren. „Ein richtiges Kraut muß man mit Verstand rauchen,“ sagte er. „Man muß etwas denken dabei. Im Wirtshause, beim Zassen oder Politisieren, wo alles durcheinander stänkert, wäre es für eine gute Zigarre zu schade, da kann es die Pfeife oder ein gebeizter Stumpfen tun.“

Die junge Sohnsfrau, die Brene, hatte sich schon hin und wieder darüber beschwert, daß er die Stube gleichsam zu einer Räucherammer mache; so etwas ginge nicht, wenn sie Meister wäre. Aber Klaus Inzuben regte sich deswegen nie auf. „Mit dem Meistersein hat's noch gute Weile,“ pflegte er höchstens so halb bei sich selber festzustellen.

Auch heute war die Brene nicht am besten gelaunt. Während sie den Tisch abräumte, hüstelte sie mehrmals auffällig und wehte sich mit den Händen den Rauch vom Gesicht, ohne indes mit ihren Kundgebungen bei Klaus Inzuben irgendwelche Beachtung zu finden. Nun zog sie sich nach der Küche zurück und ließ die Türe etwas geräuschvoller, als nötig war, ins Schloß fallen.

„Nu g'stät,“ sagte der Bauer mit größter Seelenruhe. Ueber sein mageres bartloses Gesicht ging sogar ein leises Schmunzeln, als er die Sohnsfrau jetzt in der Küche grämlich sagen hörte: „Es ist halt jede ein armer Tropf, wenn sie ohne Geld in so ein Haus hinein heiratet. Jetzt wüßte ich es, ja, freilich, jetzt wüßte ich es!“

„Muß ist über Suppe,“ brummte Klaus Inzuben halblaut vor sich hin. Während er, den Kopf an die Stuhllehne zurücklegend, blaue Kringeln in die Luft blies, sah er ihnen beschaulich nach, wie sie sich langsam an der niedrigen Täfeldecke verteilten. Er schien es ganz zu übersehen, daß jetzt seine Tochter Hermine in die Stube getreten war und sich hinter seinem Rücken im Schrank zu schaffen machte. Aber als das große starke Mädchen jetzt nach vorn schritt, ruhig und selbstsicher, wie es ihre Art war, um eines der schmalen Fensterflügelchen zu öffnen, folgte er ihr, ohne den Kopf zu drehen, verstoßen mit den Augen. Aufmerksam, fast lauernd, sah er ihr zu, wie sie sich, scheinbar unbewußt, die von der Arbeit am Spülbrett her zurückgestülpten Jackenärmel über die kräftigen, bereits von der Märzsonne leicht gebräunten Arme vorstreichte, wie sie hierauf von dem über den Fenstern hinlaufenden kleinen Gestell ein Buch herablangte und sich damit an den breiten Ausziehtisch setzte.

Sie schien jetzt zu bemerken, daß er auf sie acht gab, ein kleines Unbehagen hielt sich irgendwo auf ihrem ebenmäßigen Gesicht versteckt. Sie wußte genau, an was er dachte. Die Stille in der Stube redete davon. Die von den hellen warmen Tagen vorzeitig zum Leben erweckte Fliege summt es am Fenster: Jetzt wird er davon anfangen . . .

Klaus Inzuben sog mit erhöhtem Eifer an seinem Stummel; er tupfte mit dem kleinen Finger immer wieder die weiße Asche weg, blinzelte einmal nach der Tochter hinüber, konnte aber das Wort nicht finden. Endlich raffte er sich mit einem leichten Rucke auf und sagte trocken, beinahe unfreundlich:

„Diesen Abend will er es dann also wissen.“

Sie tat zuerst, als ob sie ihn beim Lesen überhört hätte. Nach einer Weile aber schloß sie das Buch nachdenklich zu und sah mit halbem Blick zu ihm hinüber.

„Muß es denn schon heute sein?“ Bitte und Vorwurf klangen zugleich aus ihren Worten.

Der Vater mußte sich nicht lang besinnen. „Jeden Tag komm' ich weniger aus dir,“ sagte er hart und unfreundlich. „Du machst dir eine Arbeit daraus, mich das Wundern zu lehren. Zum fünften Mal klopft er nun an. Das erste Mal hast du gesagt: Ich habe nichts gegen ihn. Das zweite Mal: Ich will mich besinnen. Das dritte Mal: Er hat ja noch gar nicht gefragt. Und jetzt, da er nicht bloß gefragt, nein, da er sich ganz zu erkennen gegeben hat . . .“

Er war bei den letzten Sätzen ziemlich laut und heftig geworden; nun brach er plötzlich und unvermittelt ab. Er stand auf, trat ans Fenster, um den offenen Flügel abzuschließen, worauf er sich's wieder im Lehnjessel bequem machte und mit einer gewissen Umständlichkeit seine zweite Zigarre in Brand steckte. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie richtig angebrannt sei, sog und schmauchte er mit scheinbar ungetrübtem Behagen.

Hermine ließ die Blätter ihres Buches spielend durch die Finger gleiten und sann in den Tisch hinein. Nach einer mühsamen Pause wandte sie sich mit halbem Blick zum Vater hinüber und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Muß man denn wirklich schon Angst haben, ich werde keinen Mann mehr bekommen?“

Klaus Inzuben baßte heftiger, es war, als wollte er sich beleidigt hinter eine Rauchwolke zurückziehen. „Es kommt darauf an, was für einen,“ kam es nach einer Weile nachdrücklich aus der Wolke hervor. „Der ist noch nicht zur Welt geboren, der sich bei euch Weibervölkern ganz auskennt, und wenn eine gar zu feines Garn spinnen will, kann es leicht geschehen, daß ihr der Teufel die Fäden durcheinander macht.“

„Ich hab es nicht gern, wenn Ihr so redet,“ sagte sie herb und ablehnend.

„Ich meine ja nur so,“ versuchte er begütigend einzulenken. „Das sind mehr Redensarten.“ Und als ob er sich seiner vorigen Aufregung plötzlich schämte, fuhr er jetzt auffallend gehalten, mit ganz kleiner Stimme fort: „Du hast deinen Willen, wie immer. Du kannst den Merk heim schicken. Aber“ — es machte ihm sichtlich Mühe, das, was er jetzt sagen wollte, herauszubringen — „ich hab' halt so bei mir selber gedacht die Tage her, weil du doch keinen andern im Kopf hast und weil — ja, weil du doch weißt, daß ich es gern sehen würde . . .“

Er war bei den letzten Worten fast weich geworden. Hermine konnte nicht gleich antworten. „Es wundert mich oft, warum Euch so viel daran liegt,“ sagte sie endlich, mit Wärme auf seinen Ton eingehend.

Klaus Inzuben nickte mehrmals mit dem Kopfe. „Es wundert dich. Ja, das kann ich mir schon denken, es wundert dich.“ Ein bitteres Lächeln lag für einen Augenblick auf seinen Lippen. „Du weißt halt nicht, was einen Vater quälen kann und auf was für Dinge man so in älteren Tagen abstellt. Da hat man andere Gedanken und andere Sorgen, als wenn man jung ist. Ein Kind ist kein Kind, und ich habe jetzt, wenn man recht hinsieht, nur noch eins. Wie's mit dem Rudolf gegangen ist, das brauche ich dir ja nicht zu erzählen. Sie hat ihn halt eingezogen, die Brene.“

„Das muß man nicht immer so hinstellen,“ widersprach Hermine lebhaft. „Er hätte altershalber auch wissen können, was er tat.“

„Sie hat ihn eingezogen,“ bestätigte der Bauer laut und hartnäckig. „Er hat nicht mehr ins Zacherriedt hinab gewollt. Etwas viel Besseres hat er im Sinn gehabt. Aber sie ist ihm in den Weg gestanden. Es gibt Weibsbilder, an denen ein recht beschaffener Mann nicht gut vorbeikommt. Item, man hält es ja auch anders machen können — nachher. Er wär nicht der einzige, der irgendwohin Kostgeld zahlen muß, ohne daß er darum auf die andere Seite sieht, wenn jemand an ihm vorbeigeht. Es gibt sogar Frauen, die einem Manne das nicht nachtragen. Ich für mich sehe so etwas halt anders an. Und wie wäre es denn jetzt mit meiner Ehre beschaffen, wenn ein Kind, das mir gleicht, bei fremden Leuten Hungerbrot essen müßte?“

Er setzte ab und fuhr dann in einem andern Tone zu reden fort, gedämpft, aber aus starker innerer Bewegung heraus: „Von jener Zeit an hab' ich halt nur einen Gedanken gehabt: Die Hermine ist noch da. Die Hermine ist noch da!“

Seine Stimme ging fast in Flüstern über. „Weißt du, daß ich dem Rudolf aus dem Weg gehe? Wenn er im Rebstock sitzt, so nehm ich meinen Sonntagschoppen beim Traubenwirt, obschon der sonst gar nicht mein Mann ist. Ich kann nicht zusehen, wie der Rudolf mit dem Besenfriedli und mit dem Gunzgenhöfler Karten spielt.“ Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Die Heirat hat das aus ihm werden lassen.“ Unvermerkt schwoll seine Stimme wieder an. „Was bleibt an einem Menschen, wenn er den Stolz ganz von sich weggetan hat? Wenn er nicht mit einem heimlichen Hochmut im Herzen vor die Leute hintreten kann? Er stirbt innerlich ab und kommt zu den Minderen, die zufriedener sind, wenn jeden Tag dreimal gutes Essen auf dem Tisch steht. Ich sage: Wenn kein Stolz mehr ist, kann man mir die Welt in ein Zeitungspapier einwickeln!“

Er war aufgestanden und schritt nun, die Hände auf dem Rücken ineinander verschränkt, in der Stube hin und her, trotz seinen bald sechzig Jahren terzengerade, wie ein Junger. Hermine saß leicht

vornüber geneigt unbeweglich an ihrem Plaze. Nach einer peinlichen Stille richtete sie sich langsam etwas empor und sagte, indem sie sich Mühe gab, einen heiteren Ton in ihre Stimme zu bringen: „Es könnte sein, daß es mir heute ganz leicht ginge. Kommt alles darauf an, wie er diesmal ins Haus tritt, was er sagt und was er nicht sagt. Weil ich jetzt alles weiß. . . Ja, Ihr müßt nicht glauben, Vater, daß ich Euch gar nichts zu Gefallen tun könne. . .“ Die letzten Worte hatte sie leise und zögernd hinzugefügt, als schäme sie sich, ihm ein kleines Geständnis ihrer verschwiegenen Liebe und Achtung zu geben.

Klaus Inzuben stand still und schüttelte bestimmt den Kopf. „So ist's wieder nicht gemeint,“ sagte er steif abwehrend. „Was du tust, müßt du aus freiem Willen tun. Ganz aus dir selber. Habe ich ein Wort lautwerden lassen, als du vor zwei Jahren den vom Furrenhof wie einen Schulbuben heimgeschickt hast? Weißt, Hermine, ich will es dir befehlen, es hat mir Mühe gemacht damals. Bis zum Hals ist es mir manchmal gestiegen. Und doch hab ich es für mich verwerkt. Ich hab dann nachher sehen müssen, wie die Gütli-Seline neben dem Furrenhof auf dem Brautfuder gefessen hat, dem Specker seine, dem ich seit zwanzig Jahren keinen guten Tag mehr wünsche. Du hast mir nichts angemerkt. . . Nun, das Taubenmoos kann dem Furrenhof die Stange zweimal halten. Nachzufragen gibt's da nichts mehr, ich habe alles aus der rechten Quelle. ‚Alt Holz, alt Geld,‘ sagt man. Und wenn der Merk nicht etwas gelten würde, da, wo er daheim ist, wär er nicht mit dreißig Jahren schon zu Aemtern gekommen!“

Nachdem beide wieder eine Zeit lang geschwiegen hatten, sagte er plötzlich trocken und unvermittelt: „Das Glück läuft einem nicht zum siebenten Mal auf den Estrich nach, wenn man es vorher im Keller verohrfeigt hat!“

Sie schüttelte leise den Kopf. „Ja, wenn es halt das Glück ist. . . Ich hab vorher immer gemeint, das sollte ganz anders sein; man sollte nicht mit sich zu Rate gehn und sich hundertmal bestimmen müssen!“

„Wenn man jung ist, denkt man sich mancherlei Dinge aus,“ gab der Vater kleinlaut zu. „Man muß mit den Jahren viel markten lassen.“

„Es kann ja sein, daß ich nicht recht gesehen habe,“ fing Hermine nach einer Weile mühsam zu reden an. „Aber wenn es halt doch so wäre, wie es mir jetzt vorkommt? Halt, daß er ein Mensch ist, der am Morgen aufsteht und am Abend schlafen geht und der keine anderen Gedanken hat als wegen der Frucht und dem Vieh?“

Klaus Inzuben, der inzwischen wieder seinen Plaz im Lehnstuhl eingenommen hatte, schwieg lange. Es war, als ob eine unsichtbare Hand ihm den Kopf in die Achseln niederdrücken würde. „Von dem lebt man,“ ließ er sich endlich trocken vernehmen. Er machte eine abwehrende Handbewegung, als sie hierauf etwas erwidern wollte. „Man kann von einer Sache zu wenig und zu viel reden. Für einmal ist es jetzt genug.“

Hermine saß noch eine Weile gesenkten Kopfes an ihrem Plazze auf der Wandbank. Dann erhob sie sich und schritt schweigend an ihm vorbei und hinaus. Draußen im Hausgang blieb sie einen Augenblick unschlüssig stehen. Hierauf wandte sie sich nach der eichenen Treppe und stieg nachdenklich in ihre Kammer hinauf.

Die Märzsonne schien warm in das enge, freundliche Gemach, das seit Kindertagen ihr verschwiegenes Daheim, die heimliche Burg ihrer kleinen Träume und Sorgen gewesen war. Wie sie es jetzt betrat, fiel ihr mit plötzlicher Bestimmtheit der Gedanke an die Trennung aufs Herz. Sie schrak leicht zusammen und wunderte sich darüber, daß nun alles schon klar und fest bei ihr beschlossen war. Sie konnte die zwei mit dunkelbraunen Rahmen eingefassten Bilder, die die weißgetünchte Rückwand der Kammer belebten, jetzt nur mit dem einen Gedanken ansehen: Wenn ich sie mitnehme, ist's dort leer, wie ausgeraubt . . .

Hermine trat vor die beiden bescheidenen Kunstwerke hin. Eines davon, einige rote und gelbe Tulpen, deren Stengel von einem blauen Bande zusammengehalten wurden, hatte sie selber vor Jahr und Tag auf der Schulbank mit viel Fleiß und Liebe zustande gebracht. Der alte Lehrer Fenner hatte ihr mit ernsthafter Miene die dünnen Wasserfarben angerieben und sie in der schweren Kunst des Pinselführens angeleitet. Und Klaus Inzuben hatte das Blatt am Examentage mit Stolz den andern Mitgliedern der Schulpflege vorgezeigt und es dann ohne weiteres dem Schreiner Manz zum Einrahmen übergeben.

Die andere Zeichnung stellte ein altes Bauernhaus dar mit drei hohen Pappelbäumen daneben. In diesem Hause, im nahen Dörfchen Steinen, war Herminens Mutter daheim gewesen. Die stille, müdgewerkte Frau, von der Klaus Inzuben, wenn jemand auf seinen Wohlstand zu reden kam, jedesmal sagte, sie habe von allem die Hälfte getan, lag schon seit bald drei Jahren unter dem schweren Grabstein auf dem Friedhofe in Reichenberg. Ihre Tage waren Arbeit und ihre Nächte waren Sorge gewesen. Denn Klaus Inzuben hatte den väterlichen Hof mit einer schweren Schuldenlast übernehmen müssen; das kleine Vermögen, das sie ihm zugebracht, wurde fast davon aufgezehrt. Doch er war als Bauer klug und rührig, und da er nun aus dem Bösen heraus war und die Arme frei hatte, kam er rascher, als es mancher für möglich gehalten, empor und zu Ansehen. Die Frau hätte es mit den Jahren ein wenig besser haben können, aber sie brachte das nicht fertig. Wenn er ihr hin und wieder zuredete: „Plag' dich nicht härter, als dir gut ist, du siehst ja, es geht!“ Dann blickte sie verlegen nebensaus. „Es wird einem halt zur zweiten Natur, das Schaffen.“ Ihre Augen waren gleichsam stumpf geworden, sie gingen nicht mehr über den grauen Aker des Alltags hinaus. Wie der Pendel einer Uhr, einmal in Gang gesetzt, nur eine und dieselbe Bewegung machen kann, bis das Werk abgelaufen ist, so ging sie aus und ein in ewiger

Geschäftigkeit, bis die Totenfrau ihr die müden welken Finger über der Brust faltete. Kaum zwei Stunden vor ihrem Tode hatte ihr Hermine das Bildchen mit den Pappelbäumen noch einmal vorzeigen müssen, das die Mutter sonst ganz vergessen gehabt. Und die alte Frau hatte es lange betrachtet und dabei oft leise gelächelt.

Hermine wandte sich jetzt von den Bildern ab und machte sich an der am Fußende des Bettes stehenden Kommode zu tun. Sie zog die oberste Schublade heraus und kramte, scheinbar gedankenlos, in allerlei Dingen herum. Es waren Schullehste und Näharbeiten aus Kindertagen; ein Gedankenalbum mit Sprüchen und eingeklebten Bildchen; das schwarze Seidenband, das sie am Konfirmationstage in den Zöpfen getragen.

Aus allen diesen Dingen wird sich Konrad Merk nichts machen, dachte sie. Er wird lächeln, wenn ich sie mitbringe . . .

Sie schloß die Schublade wieder ab, setzte sich auf den neben der Kommode stehenden Stuhl und legte ihre braunen kräftigen Hände auf den blendendweißen gehäkelten Ueberzug hin, eine liebe Feierabend- und Sonntagsarbeit aus ihren ersten frohen Mädchenjahren.

„Das Taubenmoos . . .“ sagte sie ganz laut vor sich hin. Sie sah den großen einsamen Hof vor sich, so, wie sie sich ihn nach den Beschreibungen Konrad Merks vorstellte, breit und behäbig mitten zwischen ebenen Wiesen und Aekern an einer geraden Straße liegend. Sie sah sich selber, wie sie mit dem Küchenmesser in der Hand von dem zu ebener Erde liegenden Hausgang aus nach dem Garten hinüberschritt, um Schnittlauch zu holen. Konrad Merk, ihr Mann, saß drinnen in der Stube am gedeckten Tisch und sprach mit den Knechten von der Arbeit, die am Nachmittag zu tun war. Wenn sie hereinkam, sah er sich nicht nach ihr um. Es war doch selbstverständlich, daß sie nun da war. Daß sie das Essen kochte und in Stube und Kammer, wenn es not tat, auch im Stall und Feld, zum Rechten sah.

Ja, ja, eine Frau muß sein auf einem Hofe, das hatte er schon mehrmals betont. Er hatte auch ohne weiteres zugegeben, daß er noch nicht ans Heiraten gedacht hätte, wenn es mit der Mutter nicht so schnell bergab ginge und wenn die Schwester, die Annette, nicht verlobt und also nichts mehr zu rechnen wäre. Natürlich, man kauft ja auch ein neues Pferd zu, wenn an der Deichsel eines zu wenig ist.

Aber war es denn eigentlich nicht etwas Schönes, in ein Haus einzuziehen, wo der Wohlstand daheim war und wo alles seinen rechten Weg ging? Als Herrin, nicht als Magd. Was hatte sie hier Gutes neben der keifenden Schwägerin, die das ganze Jahr jammerte, sie werde verachtet, und die sich daneben recht wohl sein ließ und die geringeren Arbeiten ihr zuschob? Mit dem besten Willen konnte sie zu dieser Frau, die ihr schon als Mädchen zuwider gewesen war, kein Verhältnis gewinnen. Und wenn sie die Brene auch vor dem Vater immer in Schutz nahm, so tat ihr die in offener



Häusergruppe in Berlingen.
Nach Aufnahme von Photograph Hausmann, Heiden.

und versteckter Feindschaft viel zuleid. Wenn Hermine es je einmal unterließ, den Schlüssel zu ihrer Kammer abzunehmen, war die Schwägerin gewiß über ihrem Kasten und über ihren Heimlichkeiten her. Nicht einmal das Weißzeug, das ihr die Mutter geschenkt und das sie in großen Ehren hielt, war vor ihr sicher.

Es war Hermine schon selber verwunderlich vorgekommen, daß sie sich nicht aus diesem ihr fast fremd gewordenen Hause hinwegsehnte. Denn auch den Bruder verstand sie nicht. Er war launig; es gab Tage, ja Wochen, wo er am Tische und bei der Arbeit kein Wort redete. Der Vater fand es am Plage, daß Rudolf seine Frau nicht hoch hielt. Aber Hermine meinte immer, da sie ihm doch einmal gut genug gewesen sei, müßte er nun auch nachsichtig gegen sie sein und ihr einen Halt zu geben suchen. Es gab Augenblicke, wo sie die Brene tief bedauerte.

Unvermerkt nahmen ihre Gedanken wieder eine andere Richtung. Sie dachte an die vier schwulstigen Liebesbriefe, die ihr Altersgenosse Ferdi Behr ihr vor Jahren auf der Post zugesandt hatte, während er doch fast täglich auf der Straße an ihr vorbeikam oder auf dem Felde neben ihr schaffen mußte. Die Briefe hatte sie nachher wörtlich in einem kleinen Brieffsteller wieder gefunden, den Emilie Knecht „aus Jux“, wie sie sagte, am Kilbmarkt in Reichenberg gekauft hatte. Ferdi Behr sprach nie von etwas anderem zu ihr als vom Wetter, von der Kartoffelkrankheit oder vom falschen Mehltau. Und die Marie vom Jurrenhof, sowie die Kleinbühl-Frieda, deren Mutter einmal den reichen Gemeindegemeindeführer Schlumpf beerben durfte, konnten ähnliche Briefe von ihm vorweisen. Dessenungeachtet galt Ferdi Behr in der ganzen Umgegend als „gute Partie“.

Auch wegen Julius Schätti hatte ihr des Speckbauern Mäde einmal die spitze Bemerkung gemacht, es sei schon manche über ihren Hochmut hinausgefallen. Der Julius Schätti von Steinen hatte zu einer Zeit fast jeden Sonntag sein Kavalleriepferd im nahen Wirtshause zum „Rebstock“ eingestellt. Jedesmal war er dann, nachdem er eine Zeit lang mit der Hanna und mit dem Aufwartmädchen schön getan und sich genügend Mut angetrunken, noch für eine halbe oder für eine ganze Stunde herübergekommen, um ihr durch seine Anwesenheit, wie er sich gnädig ausdrückte, eine kleine Sonntagsabwechslung zu bereiten. Keine Ahnung hatte er davon gehabt, wie widerwärtig ihr sein ganzes Tun war, wie das erste und das letzte seiner Worte, ja wie durch ihn oft die ganze Stube nach Wein roch. Einmal, da er in besonders guter Geberlaune war, hatte er Hermine beim Fortgehen im Hausgang ohne weiteres umarmt und geküßt, wofür sie ihm dann jedoch das Unmögliche

seiner weiteren Bemühungen deutlich genug nahegelegt hatte.

Dem Jurrenhof wäre es wohl besser gegangen. Hermine verhehlte sich nicht, daß sie seinem Kommen zu einer Zeit mit Herzklopfen entgegengefahren hatte. Aber damals war er nur bis ins Weierhäuslein herauf gekommen. Und das Weierhaus-Grittli, das jetzt wie mit erloschenen Augen umherging, hatte ihr einmal bekannt, der vom Jurrenhof müsse nicht glauben, daß sie ihm etwas Gutes wünsche. Ja, wenn er nur seinen Leuten zuliebe von ihr abgelassen hätte. Aber er habe sich nicht einmal die Mühe genommen, ihr das vorzumalen. Nie, auch nicht einen Augenblick habe er etwas Redliches mit ihr im Sinn gehabt.

Ja, der Vater hatte wohl recht, man mußte mit den Jahren viel markten lassen . . .

Hermine trat ans Fenster und sah nach der Straße hinab. Blutjunge Burschen fuhren auf Zweirädern vorbei, drei, vier hintereinander, und machten sich wichtig mit Klingeln und Pfeifen. Bauernbuben von Steinen, die vor einem Jahr noch zur Kinderlehre gekommen waren. Mädchen, Arm in Arm verschlungen, kamen vom Unterdorf herauf. Etwas vom Fenster zurücktretend, sah ihnen Hermine zu, wie sie lachend und scherzend ihren Weg gingen. Sie kam sich neben ihnen plötzlich alt und einsam vor.

Mit der Hanna vom Rebstock hätte sie heute



Märktetten im Thurgau. Dorfplatz mit Kirche.



Aus Felben im Thurgau.

gern noch einmal geredet. Es war ihr jetzt, als hätte sie wer weiß wieviel Rat von der besonnenen Altersgenossin empfangen können. Doch die Hanna war ja heut mit ihrem Hochzeiter nach Fehrenberg hinüber auf Verwandtenbesuch gefahren . . .

Sie ging nun hinab und trat in den mit einem braunen Lattenzaun umfriedeten Garten hinaus, wo schon Krokus und rote Schlüsselblumen blühten. Der kleine Ruedeli, das ältere von ihres Bruders zwei Kindern, kam auf dem schmalen Kiesweg um die Hausecke getrippelt und sagte, indem er sich zu den Blumen niederbückte und sie mit den Fingern betupfte: „Bümeli sön!“ Hermine pflückte ein Sträußchen, nahm den Knaben auf den Arm und ergötzte sich daran, wie er die Blumen mit den Patschhändchen festhielt.

„Bümeli sön, gäll?“ sagte er und blickte sie mit glücklichen Kinderaugen an.

Da schoß die Brene wie ein Drache aus dem Haus. Sie nahm Hermine das Kind unsanft weg,

entriß ihm das Sträußchen und warf es über den Zaun hinweg auf die Straße.

„Natürlich! Das gehört sich, daß man den Kindern das Blumenabreißen selber vormacht! Wie wenn man dazu nicht wüßte, daß sie alles kurz und klein in den Mund stecken, was man ihnen gibt!“ geiferte die ewig Unversöhnliche. Ruedeli sah sich über der Mutter Schulter hinweg fremd nach Hermine um und lallte in feindlichem Tone: „Tante nit bav!“

* * *

An diesem Abend gab Hermine dem Konrad Merk das Jawort. Er nahm die Zusage gelassen auf, wie etwas, auf das er nur zu warten gebraucht und das nie ernstlich im ungewissen gelegen. Das „du“ machte ihm keine Mühe, während es Hermine heut noch nicht über die Lippen bringen konnte. Aber so oft sie ihn heimlich ansah und beobachtete, jedesmal dachte sie bei sich: So stattlich und so verständig wie jeder andere ist er gewiß. . .

Er redete einfach und ohne zu prahlen von seinem Hofe; wie da der ebenen Lage wegen alles leichter zu bebauen sei als hier im Gersbach. Wie er sich jetzt mit Maschinen versehen habe, mit deren Hilfe die Erntearbeiten fast um die Hälfte weniger Zeit in Anspruch nähmen. Mit besonderem Stolz erzählte er von seinen Erfolgen in der Aufzucht von Rassevieh. Er zeigte eine in seinem Notizbuch verwahrte Zeitungsnotiz vor, nach welcher er an der letzten Bezirkschau mit zwei ersten Prämien ausgezeichnet worden war.

Bevor Konrad Merk gegen acht Uhr Abschied nahm, um den Zug in Reichenberg nicht zu verfehlen, gab er Hermine noch unter der Haustüre die ruhige Versicherung, daß sie ihren Schritt gewiß nie werde bereuen müssen. Er sei kein Herumgefahren und habe es recht im Sinn. Zu schaffen gebe es schon auf dem Taubenmoos, aber dafür sei man ja da. Und die Hauptsache bleibe doch immer das: es sei Zeug genug vorhanden. Soviel er schon gesehen habe, bringe doch die Armut den meisten Unfrieden in die Häuser.

Hermine sagte nichts dazu. Es war ihr immer, als hätte er etwas anderes sagen sollen. Und sie wußte doch nicht, was.

(Fortsetzung folgt.)

Mis Christbäumli

's hät nid vil Chröli a mim Baum,
Kei Silberhugle gseht me dra,
Defür dän Oepfel, gäl und rot,
Tüer Bire, was nu hange cha.

I weiß, daß d' Mueter briegget hät,
I weiß, i hett's nid sölle gseh;
Sie hett mer, wenn's hett chönne sy,
Di schönste, tüürste Sache g'gäh.

Wenn z' Ubig d' Siechtli brenne tüend,
So sitz' i uf em Ofetritt
Und luege halt mis Bäumli a —
I weiß, daß's glich kei schönere git.
Emol, do hät's mi heimli plogt,
Ha lisl d' Chuchitür ufto,
Hett gern der Mueter alles gsait —
Do isch mer gsy, si wüssi's scho . . .

Alfred Huggenberger.